

Abend-



Zeitung.

Neununddreißigster Jahrgang.

Neue Folge: fünfter Jahrgang.

N^o 19.

Donnerstag, den 1. November.

1855.

Von dieser Zeitung erscheint wöchentlich eine Nummer von 2 Bogen; das dazu gehörige Literaturblatt von in der Regel einem halben Bogen kommt alle fünf Wochen heraus. — Der Preis des ganzen Jahrganges von 52 Nummern ist 8 Tblr., Inzerate werden mit 1 Ngr. die gesp. Petitzeile berechnet. Abonnement nehmen alle Postämter, Buch-, Kunst- und Musikhandlungen an. — Zusendungen für die Redaction bitten man unter der Adresse der Buchhandlung Heinrich Matthes in Leipzig per Post franco oder durch Buchhändler-Geliebtheit zu befördern. —

Di Prosseda.

Römische Familiengeschichte aus dem sechzehnten Jahrhundert.

(Fortsetzung.)

Als di Prosseda seine Söhne erblickte, die schweigend und mit einer feierlichen aber ehrerbietigen Begrüßung sich ihm näherten, ahnete er gleich aus der Art ihres Erscheinens deren Ursache. Eine dunkle Röthe übersflog sein Angesicht und er rief ihnen mit zorniger Stimme entgegen: „Was soll dieses thörichte Maskenspiel! Wenn Ihr hergekommen seid, der Vermählung Eures Vaters beizuwohnen, so gebührt es sich, daß Ihr geschmückt und in festlichen Kleidern hier erscheint, wo nicht, befehle ich Euch, dieses Haus augenblicklich zu verlassen, damit Euer Anblick mir die Freuden des heutigen Tages nicht verleide!“ Seine Söhne sanken, ohne sich durch diese Worte zurückhalten zu lassen, wie verabredet vor ihm auf die Kniee, worauf sie ihn auf das Eindringlichste baten und beschworen, von seiner Verheirathung abzustehen. Sie erinnerten den Marchese hierbei an ihre edle Mutter und flehten ihn an, das Andenken an dieselbe, dadurch, daß er ihr eine solche Nachfolgerin gebe, nicht beschimpfen zu wollen.

Di Prosseda befand sich schon in gereizter Stim-

mung und konnte nur mit Mühe seinen Zorn unterdrücken. Er wollte, ohne ein Wort zu erwidern an seinen Söhnen vorüberschreiten, als diese seinen Mantel anfaßten, um ihn hierdurch zu bewegen, daß er ihren Worten ein aufmerksames Ohr schenke. Da übermannte ihn die Leidenschaft, er stieß seinen Sobu Luca, der ihm am nächsten war, durch einen Faustschlag ins Gesicht, heftig bei Seite, winkte seinen Begleitern, welchen dieser ganze Austritt von der bösesten Vorbedeutung erschien, und begab sich mit seinem Gefolge hastig die Treppe hinab.

Die Brüder bedurften eine Weile, um sich von der Bestürzung zu erholen, in welche das Benehmen ihres Vaters sie versetzt hatte. Ohne, daß sie einander ihre Empfindungen mittheilten, fühlten sie alle deutlich, daß das Band zwischen ihnen und ihrem Vater für immer zerrissen sei. Schweigend kehrten sie in das Haus ihres Oheims zurück, wo sie den Rest des Tages mit Gedanken über die ihnen gewordenen Beschimpfung hinbrachten und Rachepläne brüteten.

Alle Wolken, welche die Stirn di Prossedas umzogen hielten, verschwanden auf der Stelle, vor dem Anblicke der vergötterten Braut. Nie war ihm die

Schönheit der Geliebten leuchtender erschienen, als heute, wo dieselbe durch den Glanz der reichsten Perlen und Diamanten verherrlicht und hervorgehoben wurde. Der Marchese konnte kaum den Augenblick erwarten, welcher ihn für immer mit ihr vereinigen sollte. Die tausend Reize der schönen Frau äußerten an diesem Tage in der That ihre ganze unwiderstehliche Anziehungskraft, indem sich kein Männerherz im Saale befand, welches von dem Zauber ihrer Erscheinung ungerührt geblieben wäre. Selbst bei den erbittertsten Gegnern der Wiedervermählung des Marchese wurde eine Stimme zu Gunsten der Dame laut, und sie fanden den Schritt, den di Prosseda thun wollte, verzeihlich, wünschten wohl gar, sich an seiner Stelle zu befinden. —

Die Trauung ging vor sich und Donna Olympia erreichte die Erfüllung ihres langgehegten Wunsches, Gattin eines der edelsten und vornehmsten römischen Großen zu werden. Ihre schönen Züge wurden von Freude und befriedigtem Stolze verklärt, wengleich in ihrem Herzen diese Empfindungen dadurch einigermaßen verkümmert wurden, daß viele von den Angehörigen di Massinis und namentlich seine Söhne ihr durch Nichttheilnahme an den Vermählungsfeierlichkeiten eine anhaltende Nichtachtung bewiesen.

Wir erlassen dem Leser die Beschreibung des prächtigen Banketts und der andern Festlichkeiten, welche der Trauung des Brautpaares folgten, da Colonna die eigene Hochachtung und Verehrung für die nunmehrige Gemahlin seines Freundes hierdurch an den Tag legen wollte, so wie eine Schilderung des gemischten Gefühls von höchster Seligkeit und einem eigenthümlichen, erwartungsvollen Bangen, mit welchem der Marchese am Spätabende die geliebte Frau in den Palast Massini einführte. Als di Prosseda sich jetzt in dem längst ersehnten Besiß seiner innigst geliebten, seiner mit jugendlichem Feuer angebeteten Olympia befand, als alle Hindernisse überwunden und er in seinem Glücke schwelgte, war ihm sicher alle Reue fern; dessen ungeachtet konnte er selbst in dieser Nacht sich nicht des Gedankens erwehren, daß nur eine schwer zu verantwortende Verletzung der Pflichten gegen seine Familie ihn zu der Befriedigung seiner Wünsche geführt habe.

Als der Marchese am andern Morgen seinen

gewöhnlichen Besuch bei Papst Clemens abstaten wollte, dessen Ehrenkämmerer und ganz besonderer Günstling er war, kostete es ihm große Ueberwindung, sich auch nur einige Augenblicke von seiner Gattin zu trennen. Er nahm den zärtlichsten Abschied von der schönen Frau und versprach, seinen Aufenthalt bei dem Papst so kurz als irgend möglich einzurichten.

Doch kaum hatte di Prosseda das Haus verlassen, als Pietro eintrat und seiner neuen Herrin die Ankunft der vier ältesten Söhne des Marchese meldete. Sie wären gekommen, sagte der Diener, um ihre Glückswünsche zu der Vermählung des Vaters abzustatten, und bäten zugleich, sich der Donna Olympia vorstellen und derselben ihre Huldigung darbringen zu dürfen. Die Dame, welche sich noch im Morgenkleide befand, erschrak über diesen Besuch und war anfangs Willens, die Söhne ihres Mannes jetzt nicht vor sich zu lassen. Auf der andern Seite aber dachte sie daran, daß es den Bemühungen Francescos wohl gelungen sein könnte, seine Brüder mit ihr und dem Marchese auszusöhnen, und glaubte ihren Gemahl nicht angenehmer überraschen zu können, als wenn sie ihm bei seiner Rückkunft die Söhne entgegenführte. Sie gab daher dem Diener den Befehl, die Gebrüder Massini zu ihr zu führen, und eilte der Thür entgegen, um die Eintretenden mit Freundlichkeit und Ehrerbietung zu empfangen.

Die Brüder traten ein, Donna Olympia wurde von Angst ergriffen und böse Ahnung erfüllte sie, als sie die finstere Kälte wahrte, welche auf den Gesichtern der Jünglinge lag. Noch immer hatten dieselben ihre Trauermäntel nicht abgelegt, ein Umstand durch welchen die Besorgniß der Dame vermehrt werden mußte. Als die Brüder eingetreten waren, verriegelte Luca von innen die Thür, worauf sie schweigend und ohne die Begrüßung von Donna Olympia zu erwidern, auf dieselbe zuschritten. Jetzt erfaßte die schöne Frau eine bange Furcht, und sie wollte sich in die anstoßenden Gemächer begeben, wo sie ihre Dienerinnen beschäftigt glaubte. Marc Antonio aber vertrat ihr den Weg, ergriff ihren Arm und zog die Widerstrebende mit seiner ganzen Leibeskraft, leicht wie ein Rohr, vor sich nieder in die Kniee. Olympia schrie laut um Hülfe und suchte sich aus den Händen Marc Antonio's zu be-

freien. Bei diesen Anstrengungen löste sich ihr Haar und das leichte Nachtgewand ging über ihrer Brust auseinander, so daß der wogende Busen seine schöne Form unverhüllt den Blicken ihrer Feinde preisgab.

Jetzt endlich unterbrach Marc Antonio das ängstliche Schweigen, indem er mit der Rechten einen Dolch zog, während seine Linke noch immer wie ein umklammerndes Eisen die Unglückliche fest hielt. „Ergebt Euch in das Schicksal, dem Ihr nicht entrihnen könnt“, redete er sie an, „denn Ihr müßt unabänderlich sterben, und wenn auch Euer Schreien alle Bewohner dieses Hauses, ja selbst unsern Vater zu Eurem Beistande herbeirufe! Selbst vor den Augen des Marschese müßte Euer Blut fließen! Wenige Augenblicke der Gnade sind Euch noch vergönnt; benutzt sie, Eure Seele mit Gott zu versöhnen, und erfahret alsdann, wie römische Barone die verlorene Ehre ihres Hauses wieder herstellen!“

Olympia sandte verzweifelnd den Blick von einem Bruder auf den andern; aber auf keinem Gesichte war der leiseste Zug von Schonung oder Mitleiden zu lesen. Alle hatten den Dolch gezückt und schienen kaum den Augenblick erwarten zu können, wo sie den Stab in ihre Brust senken würden. Francesco's Gesicht war von einer eigenthümlichen Gluth erfüllt, hasteten unbeweglich an den übrigen. Wer aber vermag alle Gefühle zu schildern, von denen in diesem Augenblick seine Brust bewegt wurde.

Olympia wiederholte ihr lautes Rufen nach Hülfe, aber Niemand kam um ihr beizustehen. Alle Diener waren zufälliger Weise in den entlegeneren Theilen des Hauses beschäftigt, und die Frauen der Marschese, die endlich herbei eilten, wurden, durch Befehle und Drohungen der Brüder eingeschüchtert, entfernt und von jeglichem Beistande zurückgehalten. Mit den Dienerinnen war Pompeo di Massini in das Gemach gekommen. Der Anabe, den die große Zärtlichkeit, die Olympia ihm stets bewiesen, sehr für dieselbe eingenommen hatte, stürzte sich weinend zwischen seine Brüder, indem er sie bat, das Leben der Mutter zu verschonen. Er schmiegte sich an Olympia, umfaßte ihre Kniee, gleichsam, um durch seinen Körper sie zu schützen, und wollte sich durchaus nicht von ihr trennen. Luca ergriff deshalb den Anaben und trug ihn, alles Schreiens und

Widerstrebens ungeachtet, in das Nebenzimmer, dessen Thür er verschloß. Jetzt erkannte Olympia, daß für sie keine Hoffnung mehr sei. Sie gewann allen Stolz und die ganze Hoheit ihres Sinnes wieder, stellte alles Rufen und Schreien um Hülfe ein, und ließ sich noch viel weniger eine Bitte um Schonung ihres Lebens laut werden. Mit einer plötzlichen Kraftanstrengung befreite sie sich von der Hand Marc Antonio's, richtete ihre majestätische Gestalt zur ganzen Höhe empor, und sagte zu den Brüdern, indem sie dieselben mit dem Ausdruck tiefen, verachtenden Hohnes anblickte: „Fürwahr, Ihr begeht eine Handlung, um die Ehre Eures Hauses aufrecht zu erhalten, welche nie genug gepriesen werden kann! Vier Mordhelfer gegen ein schwaches, wehrloses Weib! Gewiß das Gedächtniß dieser hochherzigen That muß Euren Namen noch für die spätesten Zeiten glänzend machen!“

Diese Worte waren die letzten der schönen und unglücklichen Frau. Sie trat einen Schritt vor gegen Francesco, breitete die Arme auseinander und bot mit einem auffordernden Blicke ihre Brust seinem Dolche dar. Der Ritter machte eine Bewegung, als wolle er zustößen, aber eine unbezwingbare Macht hielt ihn zurück, und das Eisen entfiel seiner Hand. Wie hätte er auch, ohne ganz verbärtet zu sein, eine Brust durchbohren können, an der sein Haupt so oft die süßeste Nube gefunden hatte!

Marc Antonio hatte kaum das Zögern seines Bruders bemerkt, als er zu befürchten begann, derselbe empfinde Reue über die verabredete That der Rache, oder könne sich vielleicht gar zum Verteidiger der Dame aufwerfen. Er stieß deshalb mit raschem Entschlusse, indem er sich von hinten über sie herüberbog, ihr seinen Dolch tief in das Herz. Olympia sank zu Boden und hauchte nach einem kurzen Todesseufzer ihre Seele aus. Hierauf traten Luca und Andrea herzu und senkten ebenfalls der nun schon Verschiedenen ihre Dolche in die Brust. Die Brüder hatten nämlich verabredet, daß Jeder von ihnen gleichen Antheil an der blutigen That nehmen sollte, damit dieselbe, von ihnen gemeinschaftlich und ohne Leidenschaftlichkeit verübt, das Aussehen einer rechtmäßigen Bestrafung, einer richtenden Gerechtigkeit gewönne.

Als die Brüder diese schwere That vollbracht

hatten, und das Opfer ihres stolzen, rachgierigen Sinnes leblos am Boden lag, legten sie die Trauerkleider ab und standen wieder in allem Glanze ihres ritterlichen Anzuges da. Hierauf öffnete Marc Antonio die Thüren, hieß mit lauter Stimme sämtliche Diener und sonstige Hausgenossen herbei kommen, und sprach zu ihnen, als alle versammelt waren, indem er auf den schönen, blutigen Leichnam wies, diese Worte: „Seht und sagt dem Marchese, Eurem Herrn, daß wir, seine Söhne, die Erben von der Ehre und dem Ruhme unseres Geschlechtes, die That vollbracht haben, weil kein anderes Mittel übrig war, um die Schmach zu vertilgen, mit welcher eine ehrlose Buhlerin unseren Namen bedeckt hatte!“

Nachdem Marc Antonio also gesprochen, verließen die Brüder das Gemach, bedeckten ihre Häupter mit den reich verzierten Federhüten, welche sie gewöhnlich trugen, und begaben sich alsdann zurück in das Haus ihres Oheims Savelli. Sie erzählten demselben, was sie gethan hatten, und bestiegen hierauf ihre Rosse um so schnell als möglich das schon mehrmals erwähnte Landgut ihres Oheims zu erreichen.

Bald nachdem seine Söhne sich entfernt hatten, kehrte der Marchese aus dem vaticanischen Palaste zurück. Als er die bleichen, verstörten Gesichter seines Hausgesindes gewahrte, ergriff ihn das ahnungsvolle Vorgefühl eines Unglückes, und er eilte deshalb, die Gemächer der Donna Olympia zu betreten. Die Diener hatten ihre entseelte Herrin von dem Fußboden aufgehoben und auf ein Ruhebett getragen, wo der kalte Leichnam nun wie ein bleiches Marmorbild von vollkommener Schönheit ausgestreckt dalag. Als di Prosseda eintrat, wurde sein Ohr von dem Weinen und lauten Wehklagen der Dienerinnen getroffen, welche die Leiche ihrer Gebieterin umstanden. Sein Blick fiel auf das kaum geronnene Blut am Estrich, auf die zurückgelassenen Dolche und Trauerkleider seiner Söhne und er stürzte zu dem Ruhebett hin. Als er die starre und kalte Hand der geliebten Frau ergriff, ihre Augen geschlossen und ihren Busen von drei tiefen, klaffenden Todeswunden entstellt sah, überwältigte ihn der jähe, tödtliche Schmerz über ihren Verlust, er brach zusammen und fiel wie leblos neben dem Leichnam hin.

Eine geraume Weile ging darüber hin, bis die

Bemühungen herbeigerufener Aerzte den Marchese diesem Zustande zu entreißen vermochten. Als er sich einigermaßen erholt und seine Besinnung wieder gewonnen hatte, verlangte er einen treuen, ausführlichen Bericht über Alles, was während seiner Abwesenheit vorgefallen wäre. Pietro nahm für seine Genossen das Wort, um mit schweren Herzen alle Einzelheiten der blutigen That zu erzählen, welche die geliebten Söhne seines hochverehrten Herrn vollbracht hatten.

Der Marchese horchte mit gespannter Aufmerksamkeit und unterbrach den Berichterstatter nur durch einzelne Seufzer, welche von dem tiefen Gram Kunde gaben, der ihm die innerste Seele erfüllte. Als Pietro die traurige Erzählung geendet und seinem Gebieter alle Umstände mitgetheilt hatte, welche den Tod der Donna Olympia begleiteten, raffte der Marchese sich empor, begab sich in das Zimmer zurück, wo das Blut seiner Gemahlin geflossen war, und befahl, daß sämtliche Hausbewohner ihm dorthin nachfolgen sollten. Seine Kraft war gebrochen und er schien in wenigen Augenblicken um ein Jahrzehend gealtert; die bleiche Farbe, die verstörten Züge seines Angesichtes bildeten einen auffallenden Gegensatz zu dem düstern Feuer, welches in seinen Augen brannte.

Als alle Hausgenossen sich versammelt hatten, trat er mitten zwischen sie und sprach zu ihnen langsam und mit hebler Stimme: „Ihr Alle habt das Verbrechen meiner vier Söhne gesehen und waret Zeugen, wie sie dieses Mordmordes sich rühmten; vernehmet also auch den feierlichen Fluch, welchen ich auf die Häupter der Schuldigen herabrufe! Ihr Blut möge vergossen werden und Einer gegen den Andern wüthen, wie sie das Blut dieser unschuldigen Frau vergossen haben; ja selbst in den Armen der Liebe werde ihnen Tod und Verzweiflung! Ihr Leib soll unfruchtbar sein auf Erden, und erwächst ihnen eine Nachkommenschaft, so sei auch diese verflucht! Der Name meiner Väter werde nimmer durch diese feigen Mordmörder fortgepflanzt! Du aber, Madonna“, mit diesen Worten streckte der Marchese die gefalteten Hände gen Himmel, „erhöre mein Flehen, wenn Dir jemals das Schwert durch die Seele drang, als Du an dem Kreuze Deines sterbenden Sohnes standest! Entziehe Dein Ohr

nicht einem schwer beleidigten Vater, nicht dem Blute der Gemordeten, welches laut um Rache schreiet! Schande, Armuth und Schmach sei das Loos der Mörder, auf daß das Leben ihnen als Bürde erscheine und sie den Tod heranzuwünschen mögen! Wenn sie aber sterben, so entziehe ihnen Deine schützende Hand, Mutter aller Gnaden, und lasse sie der ewigen Verdammniß anheim fallen!"

Diese Worte erfüllten alle Hörer mit Entsetzen. Als der Marchese geendet hatte, befahl er, daß sein jüngster Sohn Pompeo zu ihm geführt werde. Als der Knabe kam, küßte ihn der Vater, legte die Hand segnend auf das lockige Haupt und flehte zum Himmel, daß in eben dem Maße, als seine älteren Söhne verflucht seien, Pompeo mit dem vollkommensten Glücke begnadigt werde. Nur durch Pompeo, bat der Marchese, möge sein Name fortgepflanzt werden.

Hierauf ließ di Prosseda einen Notarius kommen, um durch ihn seinen letzten Willen gerichtlich niederzulegen. Sein ganzes, sehr bedeutendes freies Vermögen bestimmte er für Pompeo und enterbte also seine vier älteren Söhne vollkommen. Er bedauerte nur dabei, dieselben nicht auch von der Nachfolge in dem Besitze der Majoratsgüter seiner Familie, welche das Marquisat Prosseda bildeten, ausschließen zu können. Nachdem dieses Geschäft vollbracht war, begab sich der Marchese in den Vatican, theilte Papst Clemens das Verbrechen seiner Söhne mit und flehte denselben an, er möge sie als Mörder mit aller Strenge der strafenden Gerechtigkeit verfolgen. Zugleich bat er den Papst, kraft seiner apostolischen Machtvollkommenheit, das Gelübde aufzuheben, durch welches seine verstorbene Gemahlin Giulia Savelli ihren jüngsten Sohn für den Dienst der Kirche bestimmt hatte. Clemens der Achte versprach, den Wunsch seines Freundes zu erfüllen, worauf sich dieser, welcher nun sein Haus bestellt und für alles Zeitliche gesorgt hatte, in den Palast Massini zurückbegab.

Jetzt war der Marchese nicht mehr von dem Leichnam der Donna Olympia zu trennen. Er ließ ihre starre Hand nicht mehr aus der seinen, und benezte sie mit heißen Thränen. So verging der erste Tag und die folgende Nacht, worauf man den Marchese fast mit Gewalt entfernen mußte, um die Anstalten zum Begräbniß treffen zu können.

Als die Leiche endlich am dritten Tage mit fürstlicher Pracht beigesezt wurde, und die noch immer schönen Ueberreste der geliebten Frau den Blicken des Marchese entzogen werden sollten, empfand derselbe gleichsam auf's Neue die ganze zerstörende Gewalt eines Schmerzes, von welchem er nicht mehr genesen sollte. Fortan ließ er alle Bitten und Vorstellungen seiner Freunde unbeachtet und ging nicht mehr aus dem Zimmer, in dem Donna Olympia ermordet war. Von dem Uebermaße des Weinens schwellen seine Augen in ihren Höhlen auf, und er war fast erblindet, als bald darauf ihm das Herz vor Kummer brach. Noch lange nachher glaubte man in Rom allgemein, daß es der Donna Olympia nur durch einen geheimnißvollen, unwiderstehlichen Liebeszauber habe gelingen können, die unauslöschliche und wunderbare Gluth zu entzünden, welche di Prosseda's Herz für sie erfüllt hatte.

Nachdem wir den Tod des Marchese und seiner schönen Gemahlin berichtet haben, ist nur noch anzudeuten, wie sich der Fluch ihres Vaters an den vier älteren Gebrüdern Massini erfüllte. Als dieselben auf dem Landgute, wohin sie sich nach vollbrachtem Morde begeben hatten, ruhig und nach allen Seiten hin, ihre schwere That überblickten, stellte sich, ihrer eigenen Sicherheit wegen, die Nothwendigkeit heraus, vorläufig, bis das Geschehene in Vergessenheit gerathen sei, den Kirchenstaat zu verlassen. Andrea, Luca und Marc Antonio beschloßen deshalb, ihren Bruder Francesco, der sich nach Malta zurückbegeben wollte, bis Neapel zu begleiten, um unbekannt und zurückgezogen in dieser Stadt so lange zu leben, bis ihnen ihre Freunde geschrieben hätten, daß sie ohne Gefahr nach Rom zurückkehren könnten. In dieser Absicht versahen sie sich auf dem Landgute mit Geld und den andern nöthigen Bedürfnissen, und traten alsdann ungesäumt die Reise nach Neapel an.

Francesco war der erste von den Söhnen des Marchese di Prosseda, auf welchen der Fluch desselben sich entlud. Wenige Tage nämlich, nachdem der Ritter in La Valette angekommen war, erhielt er den Befehl, mit mehren Ordens-Galeeren gegen tunesische Raubschiffe zu kreuzen, deren Anzahl und Verwegenheit um diese Zeit das mittelländische Meer unsicher machte.

Schon am zweiten nach der Abfahrt von Malta entdeckte man ein großes Fahrzeug unter türkischer Flagge, und erkannte dasselbe sehr bald für ein stark bemanntes und bewaffnetes Raubschiff. Francesco, von Kampfeslust entflammt, gab Befehl zum Angriff und drang an der Spitze des von ihm befehligten Geschwaders auf die Ungläubigen ein. Der tunesische Capitain aber sah wohl, er könne mit dem überlegenen Feinde ein Gefecht nicht bestehen und suchte daher sein Heil in der Flucht. Bevor er jedoch diesen Gedanken ausführte und alle Segel aufzog, ließ er auf die maltesische Galeere, welche am heißesten auf ihn eindrang, nämlich die von Francesco unmittelbar befehligte, Feuer geben. Der Ritter stand aber auf dem Vorderteile der Galeere, hart an der Gallerie, das gezogene Schwert in der Rechten, und brannte vor Begierde, der Erste zu sein, der bei dem Entern das Verdeck des Seeräubers betrete. In dieser Stellung wurde di Massini, ohne daß weiter ein Mann auf der Galeere beschädigt wäre, von der Kugel des Tunesers getroffen und durch das schwere Geschos über Bord gerissen. Das Gewicht der Rüstung ließ seinen entseelten Körper schnell unter sinken, so daß ihm selbst nicht die kriegerische Ehre einer feierlichen Bestattung zu Theil werden konnte. Der Tod Francesco's ereignete sich ungefähr um dieselbe Zeit, wo zu Rom sein Vater, der Marchese vor Kummer starb.

Bald nach dem Tode di Prosseda's empfingen Luca, Marc Antonio und Andrea di Massini Briefe aus Rom, welche die erfreuliche Nachricht enthielten, daß sie ungefährdet ihrer Sicherheit, in ihre Vaterstadt zurückkehren könnten. Alle vornehmen Geschlechter Roms hatten sich nämlich bei dem Papste für die in Neapel befindlichen Brüder so lange und nachdrücklich verwandt, daß Clemens VIII. endlich den vereinten Bitten nachgab und den Mördern der Donna Olympia Verzeihung angedeihen ließ. Die Brüder kehrten nach Rom zurück, und ihr Einzug glich einem Triumphe, denn eine Schaar von Jünglingen aus den Häusern Colonna, Carboquano, Caroli, Ghipi, Orsini, Gonaltieri, Cancellotti, Pallavicini und vielen andern, die nicht minder alt und angesehen waren, zog ihnen entgegen und begleitete sie in festlichem Zuge nach dem Palast Massini. Unter dem hohen römischen Adel, welcher den aus-

schweifenden Stolz der Gebrüder Massini theilte, herrschte nämlich nur eine Stimme darüber, daß die von jenen begangene blutige That nothwendig, ja selbst ehrenvoll gewesen sei.

Luca di Massini, der älteste von den mit dem Fluche ihres Vaters beladenen Brüdern, wurde Erbe von dem Titel und Majorate seiner Familie. Er trat das Marquisat Prosseda an und legte bald nachher seine langgehegte Leidenschaft für eine edle und überaus schöne Römerin, durch Bewerbung um ihre Hand, offen an den Tag. Aber Donna Ersilia de Magistri, so hieß die Dame, widerstand hartnäckig den Bewerbungen di Massini's, obgleich es früher geschehen hatte, als erwidere sie seine Reigung. Wie hätte sie ihm auch jetzt noch ihre Hand reichen mögen, ihm, auf dessen Haupte der Vatersfluch lastete, der in ihren Augen als der Vollbringer einer blutigen Frevelthat erschien, für welche der reine, von Vorurtheilen ungetrübte Sinn der Jungfrau nicht die geringste Entschuldigung finden konnte! Ersilia de Magistri ließ daher alle zu Gunsten des Marchese erhobenen Wünsche und Vorstellungen ihrer Angehörigen unberücksichtigt. Lieber wäre sie stets unverehelicht geblieben, als daß sie sich mit einem Manne verbunden hätte, für welchen sie jetzt nur den innersten Abscheu empfand.

Der Marchese hatte Donna Ersilia seit mehreren Jahren, wenngleich im Stillen, doch desto heißer geliebt und war fest überzeugt gewesen, daß auch sie zärtlichere Empfindungen für ihn begehete. Seine Brust wurde deshalb, als er sich von dem veränderten Sinn und der entschiedenen, unverhehlten Abneigung seiner Geliebten überzeugt hatte, der Tumultplatz aller bitteren Gefühle verschmähter Liebe und gekränkter Selbstschätzung. Um seiner Verstimmung Herr zu werden und das Bild der Donna Ersilia völlig aus seinem Herzen zu verbannen, ergriff er das sehr zweifelbaste Mittel, sich in den Strudel des wildesten Lebensgenusses zu stürzen, was freilich in ähnlicher Lage so Manche vor ihm und nach ihm ergriffen haben. Im Uebrigen waren die Sitten der vornehmen römischen Jugend im Allgemeinen so verderbt; daß es dem Marchese nicht an Genossen seiner Ausschweifungen fehlen konnte.

Um diese Zeit lebte zu Rom eine Spanierin, Namens Angelica Montorsì, die Wittwe eines Rö-

mers, welcher als Offizier im spanischen Heere in den Niederlanden gefallen war. Der Wandel dieser Frau galt für eben so lasterbhaft, als ihre seltene Schönheit über allen Zweifel erhaben war. Ihr Gatte hatte nur ein sehr geringes Vermögen hinterlassen, und Signora Angelica wäre vielleicht der Dürftigkeit anheim gefallen, wenn Tugend und Sittsamkeit höheren Werth für sie gehabt hätten, als der Glanz und die Genüsse des Reichthums, welchen sie nur dadurch erlangen konnte, daß sie vom Pfade der Ehre und Tugend wich.

Da diese gefährliche Frau, wohl erfahren in den feinsten Verführungskünsten, dadurch die Gewalt ihrer großen Schönheit noch zu erhöhen verstand, konnte es nicht fehlen, daß stets ein Schwarm von Anbetern sie umgab. Geistliche wie Laien, bis zu den vornehmsten Cavalieren und Cardinälen hinauf, lagen der Signora Montorsì zu Füßen und warben durch die reichsten Geschenke um ihre Gunst; denn es war kein Geheimniß mehr, daß von der Zahl ihrer Anbeter sie stets demjenigen den Vorzug gab, der die größten Schätze besaß und sich am freigebigsten zeigte.

Auch der junge Marchese di Prosseda gerieth in die Zauberkreise dieser verführerischen Schönheit und widerstand ihren Lockungen um so weniger, als er in dem Umgange mit ihr ein Heilmittel für die Wunden zu finden hoffte, welche ihm Donna Ersilia geschlagen hatte. Bald war der Marchese erklärter Liebhaber von Signora Angelica, aber das genügte ihm nicht, er wollte allein und ausschließlich vor allen Uebrigen der Begünstigte sein, er wollte keinen Nebenbuhler dulden, was er jedoch nur durch eine schrankenlose Freigebigkeit zu erlangen hoffte und daher eine Verschwendung gegen Angelica an den Tag legte, wie keiner vor ihm. Aber weder die Schätze, mit welchen seine Leidenschaft die Dame überhäufte, noch die große Eifersucht, mit welcher er alle ihre Schritte überwachte, vermochten ihm ein Herz völlig unterthan zu machen, das den Eingebungen der Wollust und Habgier niemals widerstanden hatte, und er mußte, freilich ohne daß er hiervon Kunde erhielt, die nur zu theuer erkauften Gunstbezeugungen der schönen Frau nach wie vor mit andern römischen Großen theilen.

Da seit jener unglücklichen That, in deren Ge-

folge der Vatersfluch sie traf, der innere Friede und mit ihm auch der gute Engel von den vier Brüdern Massini gewichen war, so gewannen Sünde und Lasterhaftigkeit immer mehr den Sieg über ihre ursprünglich edlen Gemüther. Besonders schien auf Marc Antonio di Massini, welcher zuerst die Brust der Donna Olympia durchbohrt hatte, die ganze Schwere des Vatersfluches zu lasten, so daß derselbe dem schwärzesten Verbrechen und endlich der strafenden Hand weltlicher Gerechtigkeit anheim fallen mußte. Marc Antonio, äußerlich der schönste von den Gebrüdern Massini, besaß in einem Körper von riesenhafter Stärke die allerglühendsten Leidenschaften. Auch ihn erfaßte die Liebe zu Signora Angelica mit stürmischer Gewalt, und er fing an, in seinem älterem Bruder den beglückteren Nebenbuhler zu haßsen. Hierzu gesellte sich noch das Gefühl des Neides gegen Luca, da dieser im Besitze der großen Majoratsgüter ihrer Familie sich bedeutender Reichthümer erfreuen konnte, während er selbst, wie sein Bruder Andrea, nur in sehr beschränkten Glücksumständen lebte, weil nach dem letzten Willen des Vaters dessen ganzes, höchst beträchtliches freies Vermögen seinem jüngsten Sohne Pompeo allein zugefallen war.

Die Kraft und hohe Körperschönheit Marc Antonio's verfehlten indessen nicht ihren Einfluß auf Signora Angelica auszuüben und ihre Sinnlichkeit zu entflammen. Die eifersüchtige Sorgfalt, mit welcher sie von dem Marchese bewacht wurde, hatte ihr schon längst das Verhältniß mit demselben lästig gemacht, und sie würde ihn sicher sehr bald entfernt haben, wenn seine Freigebigkeit oder ihre Habgier geringer gewesen wäre.

Als Angelica Marc Antonio hatte kennen lernen und eine glühende Sinnlichkeit die beiden an einander zog, suchte sie alle Regungen der Eifersucht und des Neides, welche sich in dem Herzen des Jünglings gegen seinen älteren Bruder erhoben hatten, auf sehr geschickte Weise zu nähren und anzuschüren. Sie ließ den Gedanken in ihm Wurzel fassen, daß es nur des Todes von Luca bedürfe, um ihm sowohl dessen Reichthümer, als auch ihren ausschließlichen Besitz zu sichern. Marc Antonio erlag der Verführung und sein ganzes Sinnen war darauf gerichtet, wie und auf welche Weise der Tod seines

ältesten Bruders am geheimsten und sichersten bewirkt werden könnte. Gift aber mußte ihm zu diesem Zwecke als das passendste Mittel erscheinen.

Die Kunst Gifte zu bereiten, welche je nach der Art ihrer Anwendung entweder langsam und unter den Erscheinungen einer Fieberkrankheit, oder fast augenblicklich den Tod gaben, in beiden Fällen aber fast gar keine Anzeichen der Vergiftung in dem Körper zurückließen, hatte sich aus den Zeiten Papst Alexander VI. und dessen schöner Tochter Lucrezia Borgia in Rom fort erhalten, und selbst das strenge Pontificat Sixtus V., welcher gegen alle Verbrechen, vorzüglich aber gegen den Giftmord durchaus unnachsichtig war, überdauert. Es konnte Marc Antonio deshalb nicht schwer fallen, sich das Werkzeug für sein Verbrechen zu verschaffen, als der Plan in ihm reif geworden war, sich seines Bruders durch Gift zu entledigen.

Damit seine Absicht ja nicht unerreicht bliebe, versuchte Marc Antonio die wasserhelle, von einem jeden Geruche und Geschmache freie Flüssigkeit, welche ein Adept in jener verbrecherischen Kunst ihm verkauft hatte, an einem Diener, gegen den er, eines Fußtrittes wegen, aufgebracht war. Der Mensch starb am andern Tage, ohne daß seine Leiche den Verdacht erregt hätte, Gift sei die Ursache des Todes gewesen.

Bei einem Mahle, welches wenige Tage später der Marchese di Proveda seinen Brüdern und vielen andern vornehmen Jünglingen gab, gelang es Marc Antonio, die Phiole mit dem Gifte unbemerkt in den Becher seines Bruders zu entleeren. Luca trank und hatte den Tod in seinen Eingeweiden. Da die Gabe des Giftes sehr groß gewesen war, so empfand Luca auch auf der Stelle die Wirkung desselben und gab unter den Händen der herbeigerufenen Aerzte seinen Geist auf. Die Aerzte ahnten gleich, daß der Marchese an Gift gestorben, besaßen aber nicht den Muth, ihren Verdacht laut werden zu lassen und der Behörde hiervon Anzeige zu machen.

Der plötzliche Tod Luca di Massini's erregte allgemeines Aufsehen in Rom; die öffentliche Stimme, welche in der Regel die Wahrheit trifft, irrte auch dieses Mal nicht, indem sie den Marchese durch Gift gemordet und seinen Bruder Marc Antonio als den

Mörder bezeichnete. Als nun der Letztere die durch den Tod Lucas ihm zugefallenen Einkünfte des reichen Marquisates Proveda zur vollständigen Befriedigung seiner Prachtliebe und Sinnenlust anwandte, und sich ohne Scheu auch als den Nachfolger im Besitze der Signora Montorsi darstellte, da erhob sich immer lauter die Stimme des Volks, welche ihn des Brudermordes anklagte. Das Gerücht von diesem furchtbaren Verbrechen wurde immer allgemeiner und drang endlich zu den Ohren Papst Clemens VIII., welcher dem Fiscal von Rom den Befehl erteilte, alle Anzeigen, die gegen den Marchese di Proveda sprächen, zu sammeln und denselben, falls der Verdacht gegen ihn gegründet erschiene, auf der Stelle gefänglich einzuziehen zu lassen.

Papst Clemens war seit dem an Donna Olympia verübten Morde gegen die Gebrüder Massini, in deren Zurückberufung er nur mit Widerstreben gewilligt hatte, stets eingenommen geblieben. Er beschloß deshalb, wenn der jetzige Marchese des angeklagten Verbrechens schuldig wäre, denselben die ganze Schwere einer gerechten Strafe fühlen zu lassen. In diesem Sinne äußerte er sich eines Tages gegen den Cardinal Ascanio Colonna, einen nahen Verwandten und Freund der Familie Massini.

(Schluß folgt.)

Die Marienburg.

Eine Skizze

von

Anna Föhn.

(Schluß.)

Zimmer weiter dehnen sich die Räume, die einst von den stolzen Tritten der Hochmeister widerhallten und deren Einrichtung eine fürstliche war. Durch „Meisters Badestube, Meisters Hinterkammer,“ die zur Aufbewahrung von Meßgewändern und Kirchengeräthen diente, „Meisters Schlafkammer“ gelangen wir zur Vorhalle von „Meisters Hauskapelle.“ Hier in der genannten Vorhalle, bezeichnet uns der Führer eine Stelle, wo ein Hochmeister, wenn ich nicht irre:

Berner von Orselu, von einem Ordensbruder meuchlerisch ermordet wurde.

Die Capelle ist ganz neu ausgeschmückt und besonders durch Beiträge der evangelischen Geistlichkeit der Provinz Preußen in würdiger Weise wieder hergestellt worden.

Eine Merkwürdigkeit, die hier gezeigt wird, ist der sogenannte Feld- oder Reisealtar. Es ist ein silbernes Bild mit vielen Figuren und Reliquien, das, wie ein Buch zusammengeschlagen, in der Ordenszeit im Kriege für den Altar bestimmt war.

Wie aus der Umschrift zu ersehen ist, hat ihn ein Hans-Komthur des Ordenshauses Elbing im Jahre 1388 anfertigen lassen.

Von dem offenen Verteidigungsgange, welcher rings um diesen Schloßflügel herumgeht und zu welchem man auf einer Wendeltreppe emporsteigt, hat der Blick die schönste, freiste Aussicht auf das ganze Land. Bei heitern Tagen soll man die Thürme von Danzig erkennen können.

Als ich dort oben stand, war es unfreundlich und trübe, ein Wetter, sehr übereinstimmend mit meinen Empfindungen. Meine Phantasie zauberte sich die undurchdringlichen Wälder herauf, in welchen einst ein Bischof Adalbert, ein Ritter Bruno, ein Herrmann von Salza, der zuerst Hochmeister genannt wurde, für den christlichen Glauben kämpften und litten. Herrmann von Salza war es, der ehe diese mächtige Burg ihre riesigen Glieder zum Himmel empor streckte, er war es, der zuerst durch seinen hohen Ruhm den deutschen Orden hob, befestigte, schmückte und bei Hohen und Niedern, Geistlichen und Weltlichen zu hohem Ansehen brachte, so daß ein wackerer Zeitgenosse der Ordensstiftung entzückt ausruft: „Aus kleiner Quelle ist ein großer Strom entstanden und da der Ritter bis zu diesen Zeiten in Demuth frommen Eifer und Armut verharret, so wolle Gott von ihnen wenden Hochmuth, Geiz, Uneinigkeit und Reichthümer.“

Von der Höhe der Zinnen herab stiegen wir in das Erdgeschoß. Es hat zwei Eingänge vom Hofe; der eine davon führt zu den Gemächern, die unter des Meisters Stube und Gemach gelegen sind, der andere durch einen langen Gang zu jenen unter dem großen und kleinen Remter befindlichen. Hier waren zur Ordenszeit „Meisters Küche,“ Küchenkammer und

die Bohnstube des Koches. Seit Wiederherstellung des Schlosses sind diese Räume zur Bohnung für den Oberwart des Schlosses eingerichtet worden. Wir finden hier überall die Defen, die bestimmt waren, die Hochmeisterwohnung im Prachtgeschoß zu erwärmen.

Die übrigen im Erdgeschoß befindlichen Zimmer dienten einst dem Kumpanen des Hochmeisters zum Aufenthalt. Besonders bemerkenswerth sind die vier Gemächer, die unter „Meisters großen Remter“ liegen. Jedes Gemach hat in der Mitte einen achteckigen, 9 Fuß hohen Granitpfeiler, welcher das schöne Spitzbogengewölbe trägt, und wo die innern Wandmauern dieser Gemächer sich durchkreuzen, ruht die gewaltige Last des Pfeilers im großen Remter mit Allem, was dieser Pfeiler trägt.

Hier befand sich der „Gebietiger-Gemach,“ in alten Ordensschriften auch bisweilen „Meisters Rathsstube“ genannt und die „Brieffkammer“ oder „Brieffstube.“ Sämmtliche Fenster dieser Räume sind mit Glasmalereien geschmückt und das Gebietiger-Gemach und die Brieffkammer enthalten zwölf Bildnisse brandenburgischer Kurfürsten und preußischer Könige.

Eine Wendeltreppe führt uns in das obere und dann in das untere Kellergeschoß. Im oberen Kellergeschoß hat das Gewölbe schon ziemlich flache Bogen und die Stein- und Mauer Massen sind stärker und von gewaltigerem Umfange, da mit der Tiefe auch die ungeheuere Last der darauf ruhenden Masse zunimmt. Vier Räume, deren flaches Bogengewölbe auf Granitpfeilern ruht und deren Fenster hoch sind und noch die alten Kreuze von Kalkstein aufzuweisen haben, sollen, wie man vermuthet, für die Bohnung der niedern Dienerschaft des Hochmeisters bestimmt gewesen sein.

Die übrigen Gewölbe dienten wohl zur Aufbewahrung der ungeheuren Holzvorräthe für die Defen, die von hier aus wieder das Erdgeschoß zu erwärmen bestimmt waren und zur Niederlage für die Verteidigungsmaterialien im Falle einer Belagerung. Hier finden wir auch den runden Brunnen wieder. Durch das untere Kellergeschoß, so wie durch die drei darüberliegenden Geschoße zieht sich ein Hauptgang von Osten nach Westey. Statt der Fenster sind hier blos Kellerlöcher. Gerade unter den vier Kellergemächern des obern Kellergeschoßes finden wir

hier vier ganz diesen ähnliche, nur daß ihre Gewölbe, die in der Mitte auf einem sehr kurzen viereckigen Granitpfeiler ruhen, noch flacher und niedriger sind.

Staunen erregend ist die Kühnheit der ungeheuren Gewölbe, die hier ihre gigantischen Arme zum Tragen so furchtbarer Lasten ausstrecken und Jahrhunderte lang ungebeugt gestanden haben. Tief beugt sich der Geist des Beschauers vor dem Genie des unbekanntem Meisters ferner, dunkler Zeiten, dessen durchdachter Plan schon bei Gründung dieser untersten Kellerröhlungen, die Berechnung der Lasten in sich fassen mußte, die sich Geschöß auf Geschöß über ihren Riesenleibern thürmen würden und denen sie gewachsen sein mußten. Und dabei, welche Einfachheit, welche Eleganz und Schönheit bei all' der Massenhaftigkeit und Stärke!

Das ganze untere Kellergeschöß soll in der polnischen Zeit so vollständig mit Schutt und Moder angefüllt gewesen sein, daß, ehe diese Räume in ihren frühern Stand gesetzt werden konnten, viele tausend Fuhren Schmutz und Unrath herausgeschafft werden mußten.

Mit Bedauern und Unmuth erfüllt uns die Betrachtung des ältesten Theiles der Marienburg, den wir jetzt betreten, „das hohe Schloß“ oder das „rechte Haus“ genannt. Seitdem der Hochmeister im mittlern Schlosse residierte, wurde es auch das Ritterschloß genannt, weil in demselben der Ritter-Convent seinen Sitz hatte. Es bildet ein längliches Viereck und umschließt in der Mitte einen Hof. Im Nordflügel befindet sich die Kirche, die St. Annenkapelle mit der Hochmeistergruft und dem Kapitelsaal. Hier im Ritterschlosse, daß nach dem Hofe mit gewölbten Kreuzgängen in zwei Geschößen über einander umgeben war, erinnert uns außer der Kirche, nichts mehr an die frühere Herrlichkeit des Gebäudes. Der Kapitelsaal und sämtliche Wohnungen der Ritterbrüder, des Hauskomthurs und anderer Beamten, sind zerstört und in Kriegsmagazine umgewandelt. Wie die Augen des Stumpfsinns, der Blödigkeit blinzen uns die kleinen halbgeschlossenen Speicherlufen an, wo einst schöne helle Spitzbogenfenster stolz herabschauten. Von dem breiten Wallgange — Parcham — der rings um das kolossale Gebäude lief, von der Bartholomäuskapelle, dem Pfaffenthurme, dem sogenannten großen Thurme

und deren weit auslaufenden Vertheidigungswerken ist keine Spur mehr vorhanden. Nach der Stadt hin dienten drei Thürme, der Sperlingsthurm, der Dietrichsthurm und der sechsseitige Thurm als Außenwerke, aber sie alle fielen der zerstörenden Menschenhand und der Zeit zum Raube.

Bei Wiederherstellung des Schlosses mußte man sich begnügen, die Schloßkirche, die Annenkapelle und den hohen Schloßthurm so viel als möglich zu berücksichtigen. Angenehm berührt fühlt man sich bei der Bemerkung, welche Sorgfalt die Baumeister früherer Zeiten größtentheils auf Ausschmückung und Verzierung der Thüren verwandten. Und in der That: Kommen und Gehen ist in alltäglicher, gewöhnlicher und höherer, letzter Bedeutung das Loos des Menschen. Wie sinnig erscheint es daher das, was unser Hinausgehen und Eintreten vermittelt, die Thüre, nicht gleichgültig, leichtsinnig wie wir Modernen pflegen, sondern ernster, würdiger, sinnvoller zu behandeln und mit einem dauernden Schmuck zu umgeben. Diese Betrachtung wird in der Marienburg sehr unterstützt und wie gediegen zu gleicher Zeit die Thüraus schmückungen der Alten waren, beweist uns unter zahllosen andern, ähnlichen, der kolossale Spitzbogen über dem Eingangsportale zum hohen Schlosse, der sich durch alle Stürme und Verwüstungen der Zeit hindurch in unverletzter Majestät erhalten hat. Er bildet eine große zierlich ausgearbeitete Nische mit einer breiten Einfassung von schwarzen glazierten und rothen Ziegelsteinen.

Neben den Mauern des Schloßthurmes ist der Eingang in die Schloßkirche. In der Ordenszeit hatte dieselbe noch einen andern, der in die Kreuzgänge mündete und von seiner äußerst reichen Vergoldung: Die goldene Pforte hieß.

Vorballe und innere Pforte zur Kirche prangen noch heute im steinernen Schmucke allegorischer Figuren, worunter wir die thörigten und klugen Jungfrauen des Evangeliums erblicken.

Die Schloßkirche bildet im Innern nur ein Schiff und ist im Spitzbogenstyle ausgeführt. Achtzehn Heilige von Stuck auf allegorisch verzierten Consolen und von sorgfältig gearbeiteten Baldachinen geschirmt, ziehen sich in regelmäßigen Entfernungen an den Wänden hin. Die Emporkirche ist mit einem reichen Spitzbogenwerke versehen; auch die alten hölzernen

Chorstühle der Ordensbrüder haben sich noch erhalten.

Ein wahrhaft schönes Madonnenbild schmückt den Hochaltar. Es soll von einem italienischen Meister herrühren und hat wunderbare Schicksale gehabt. Es stand nämlich einst als ein wunderthätiges Bild in einer Kapelle neben dem Marienthore, wurde im schwedisch-polnischen Kriege von den Schweden mitgenommen und kam gegen Ende des 17. Jahrhunderts aus Schweden zurück, worauf es seinen jetzigen Platz erhielt. Zehn hohe Spitzbogenfenster erblicken die Kirche und erfreuen sich theilweise noch der alten Glasmalereien, die sie zur Ordenszeit hatten. Die Figuren sind plump, aber die Farben von köstlicher Frische.

In der St. Annenkapelle der Hochmeistergruft, unter dem östlichen Theile der Kirche gelegen, finden wir nur noch zwei Grabsteine von Hochmeistern. Den ihres Erbauers, Dietrich von Altenburg, (1341) so wie den Heinrichs von Plauen.

Im 17. Jahrhunderte lebte eine Gesellschaft Jesu hier und erhielt die Schloßkirche für ihren Bedarf eingeräumt. Die Jesuiten entfernten die Hochmeistersärge aus der Annenkapelle und stellten ihre hinein. Daher kam es, daß man bei Wiederherstellung der Kapelle keinen einzigen Hochmeistersarg mehr vorfand.

Die Außenseite der Schloßkirche ist durch das merkwürdige, weitberühmte farbige Mosaik-Bild der Maria geschmückt, welches der Burg den Namen gegeben hat. Hoch über dem Burggraben prangt es an der Ostseite des Schlosses und ist schon aus weiter Ferne sichtbar.

Es stellt die Jungfrau Maria dar mit dem Christuskinde auf dem linken Arme und mit einem mächtigen, metallnen Scepter in der rechten Hand. Die Höhe der Maria beträgt 25 Fuß, die Größe des Kindes 6 Fuß, das Gesicht der Jungfrau vom Kinne bis zur Stirne mißt gegen 3½ Fuß und in diesem Größenverhältnisse sind auch die übrigen Theile des Bildes. Die Jungfrau hat ein Unterkleid von Gold, darüber wallt ein rother Mantel, dessen Säume goldne Vögel zieren. Wo der Mantel sich zurückschlägt, zeigt er blaues Unterfutter; der Brustlag ist ganz golden. Auf dem Haupte, dessen Haare golden und braun sind, trägt sie eine goldne Krone, in der als Edelsteine große farbige Steine vertheilt sind. Unter der Krone fällt ein weißer Schleier bis

auf die Brust herab. Das stark vergoldete Scepter endet in Eichenblätter und einer Eichel.

Das Christuskind hat ein rothes mit goldnen Blumen verziertes Gewand und hält in der linken Hand die Weltkugel. Mit mehr als halber Dicke tritt das ganze Bild aus der Mauernische hervor. Diese hat einen goldnen Hintergrund und blaue Seitenwände mit goldnen Sternen besät.

Das Marienbild ist in künstlerischer Hinsicht ein bedeutendes Werk und auch in sofern von hohem Werthe, als es das einzige Kunstwerk dieser Art ist, das sich in Europa erhalten hat. Man vermutet, daß es unter dem Hochmeister Dietrich von Altenburg angefertigt wurde.

Im Verlaufe der Jahrhunderte hatte es sehr gelitten; doch war die Ausbesserung sehr schwierig, weil man das Material nicht kannte, aus welchem die Mosaikstücke gemacht waren. Endlich gelang es den Bemühungen des Ober-Deich-Inspektors Gerdsdorff in Marienburg nach vielen Versuchen das Geheimniß zu entdecken und er verfertigte alsbald Mosaikstücke, die glänzender und dauerhafter waren, als die, welche man von Rom hatte kommen lassen.

Das neubergestellte Bild wurde erst kürzlich vom katholischen Pfarrer zu Marienburg kirchlich eingeweiht.

Dicht an der Schloßkirche erhebt sich majestätisch der Schloßthurm, der eine Höhe von 154 Fuß hat und in der Ordenszeit oben mit Zinnen umgeben war. In der polnischen Zeit wurden sie abgebrochen und sind erst neuerdings in ihrer ursprünglichen Gestalt wieder hergestellt worden.

Bedenkt man die Ausdehnung der Vorburg, welche das Schloß auf drei Seiten umgab und sich bis zum „Schiebelichten“ oder „Buttermilchturme“ erstreckte, der sich bis heute unverfehrt erhalten hat, so wird man inne, daß diese großartige Burg eine Stadt für sich allein bildete. Mit Staunen hört man die Namen aller der Gebäude, die sich in der Vorburg befanden. Sie enthielt die Wohnungen der Knechte und des Gesindes, Pferde und Viehställe, Vorrathshäuser für Lebensmittel und Kriegsmaterialien, Gebäude zum Gießen der Geschütze, zur Anfertigung von Steinkugeln und außer dem noch zwei Kirchen. Nicht genug, auch noch über die Ringmauer der Vorburg hinaus dehnten sich befestigte

Häuserreihen, die Stallungen und Magazine, dem Ordenshause zugehörig, enthielten und gewaltige Thürme erhoben sich wie ehrwürdige Wächter über die Mauern der niedrigeren Gebäude.

An geschützten und gut zu vertheidigenden Plätzen brachten Gärten Reiz und Annehmlichkeit in die kriegerische Umgebung. Es gab einen „wälschen Garten“, in welchem Wein und Südfrüchte gezogen wurden und süßduftende Kinder südlicher Zonen an die ursprüngliche erste Heimath des Ordens, das Morgenland, erinnerten. An dem wälschen Garten stieß des „Meisters Garten“ mit „Meisters Sommerwohnung“, in welchem der Meister seinen Wohnsitz für den ganzen Sommer aufzuschlagen pflegte. Der „Thiergarten“ und „Firmariegarten“ grenzten daran. Mehre Teiche waren in der Vorburg gelegen. Auch der Kirchhof für die Knechte.

Und all diese Herrlichkeit in ihrer Vollendung war nur bestimmt ein Jahrhundert lang die mächtigen Ordensfürsten zu ergözen! — Die einzigen Gebäude, welche jetzt noch aus der alten Zeit übrig geblieben — freilich in mehr oder minder ruinenhaftem Zustande — sind das Brückenthor an der Rogat, die Lorenzkirche, der Karwan und der Karwansturm, das Gießhaus, das Schnitzthor und der große Schnitzthurm. Das Brückenthor, ein starkbefestigtes Vertheidigungswerk, führte zu der Pfahlbrücke, die der Hochmeister Dietrich von Altenburg über die Rogat bauen ließ und welche vor ungefähr 100 Jahren kaum durch einen starken Eisgang zerstört wurde. Es ist gänzlich verfallen und nur noch in seinen Ruinen erkennbar. Aber selbst diesen geringen, durch An- und Einbauten vielfach verunstalteten Resten des gewaltigen Thores, sieht man es deutlich an, daß sowohl in Hinsicht auf Festigkeit als auch auf Schönheit der Ausführung, der Bau zu den bedeutendsten der Vorburg gehörte. Die kolossalen Thürme, die das Thor schützten, sind jetzt zu Privatwohnungen eingerichtet und einen wunderlichen Anblick gewährt es, das moderne Giebeldach mit Ziegeln gedeckt oder Schindeln, stolz thronen zu sehen auf dem gedemüthigten, aber trohigen, zinnengewohnten Thurmlörper, wie ein moderner Hut auf dem Haupte eines Geharnischten sich ausnehmen würde.

Der Karwan, wo früher das grobe Geschütz, der Borrath an Büchsen, landwirthschaftliches und Reisege-

räthe aufbewahrt wurde, ist jetzt ein Salzspeicher. Dasselbe Schicksal hat der Schnitzthurm. Das Gießhaus wird als Stallung für die Postpferde gegenwärtig benutzt. Der Buttermilchthurm hieß ursprünglich auch der „schiebelichte Thurm“, was so viel als scheibenartig bedeutet. Die spätere Benennung hat wahrscheinlich daher ihren Ursprung, daß der polnische Oberökonom von Marienburg, Stanislaus Kostka, im Jahre 1596 vier Bauern aus dem nahen Dorfe Großlichtenau, weil dieses Dorf zuerst eine Lieferung Buttermilch verweigert und später mit Hohn geleistet hatte, in diesen Thurm, der überhaupt als Gefängniß diente, auf so lange einsperren ließ, bis sie das gelieferte Faß Buttermilch selbst verzehrt hatten.

Unser Führer, der Schloßwart der Marienburg, erzählte jedoch, es sei richtiger anzunehmen, gedachte Bauern hätten wegen Verweigerung einer Lieferung Buttermilch den Thurm bauen müssen, und zwar so, daß sie anstatt des zum Kalk nöthigen Wassers, Buttermilch nehmen mußten, weshalb denn auch der Thurm so fest und haltbar geworden sei, daß er, dicht an der Rogat stehend, doch allen Eisgängen bis vor wenigen Jahren widerstanden habe. Er erzählte ferner, vor einiger Zeit habe man bei einem Bau in der Festung Thorn den Versuch gemacht, den Kalk mit Buttermilch anstatt mit Wasser zu löschen und gefunden, daß diese Vermischung einen trefflichen Kitt bilde.

Hier in der Nähe des Buttermilchthurmes, unter den Ruinen einer großartigen Vergangenheit, bemerken wir Anstalten zum Bau der ungeheuren Brücke, auf welcher die brausende Locomotive, der geharnischte Held der neuen Zeit, über den stolzen Strom dahin fliegen soll. Kommt wieder ihr Krieger der Jungfrau Maria, ihr deutschen Ritter! und seht den Helden der neuen Zeit, Mann und Roß ein Ganzes, unzertrennlich vereint, seht ihn die streng vorgeschriebene Bahn dahinjagen, besteigt die Zinnen Eurer stolzen Burg, laßt die Lärmtrompete blasen, zieht zu Felde gegen den feuerspeienden, dampfenden Drachen, verfolgt ihn mit muthiger Eile — umsonst — er ist davon geflogen, weit fort, ehe Ihr Eure Rüstungen anzulegen im Stande waret. Ich seh Euch die Köpfe schütteln, sehe, wie Ihr Euch betroffen und staunend unter einander anstarrt und unmuthig und traurig in die verlassenenen Gräfte zurückkehrt. Bei

Guch galts: Persönliche Tapferkeit! Bei uns: Dampf und Maschinen!

Ihr kamt aus den Osten und brachtet die Sonne des Christenthums in die düstern Wälder des Westens. Unsere Gottheit, die der neuen Zeit, kam über den atlantischen Ocean; ihre Heimath der Westen, ihre Heerschaaren die Gnomen und Kobolde der Kohlenschachte. Mögen mich die Gegner der Romantik verdammen, aber schön war sie doch die Zeit der Thaten, der Begeisterung, des persönlichen Muthes! Und so: Leb' wohl! Marienburg. Gott erhalte Dich!

Lenaus letzter Aufenthalt in Stuttgart.*)

(Aus Emma Riendorfs „Lenau in Schwaben.“)

1844.

Den 23. September.

Niembsch ist angekommen. Er hat im Heraufschiffen auf der Donau dringende Gefahr bestanden. Zuerst fuhren sie mit dem Dampfboote Nachts bei einer Sandbank auf, und alle Passagiere mußten angestrengt mitarbeiten, wieder loszukommen, wobei es ohne tüchtige Erkältung nicht abging. Beim Strudel aber ward von der Strandwache versäumt, das an dieser bedrohlichen Stelle gewöhnliche Signal vom Nahen eines Schiffes zu geben, damit nicht zwei sich in der brandenden Felsenenge begegnen. Wie der Dampfer zwischen die Riffe glitt, sah man plötzlich auch zwei große, schwere, mit Granitsteinen beladene Böte auf ihn zukommen. Da galt es nun, um nicht zerschmettert zu werden. Hier im reißenden Strudel wäre das Schiff rettungslos mit Mann und Maus untergegangen. Als Niembsch, der inzwischen in seiner Cajüte ein Schläschen gemacht, auf das Verdeck zurückkehrte, sagte ihm der Capitän, daß sie sich beinahe nicht wiedergesehen hätten. Es wäre

tragisch gewesen, wenn Lenau hier, nachdem er lang einsam gesteuert, so nah dem Porte seiner Wünsche, so voll Hoffnungen, ins Wogengrab gesunken, ahnungslos, friedlich schlummernd. Während diesem holden Vergessen führte die Gottheit den Tod vorüber am träumenden Haupte des Dichters. Lauter böse Vorbedeutungen, behauptete er bei seiner Ankunft, hätten sich, bis aufs Kleinste in dieser Reise vereint. Er faßte sie alle zusammen, halb ernst, halb scherzend. Das Letzte war von Ulm hierher im Eilwagen der Engländer mit den zwei Riffes, welche den Tabackrauch nicht ertragen konnten; das rechnete Niembsch auch dazu.

Beim Thee beschrieb unsere Landschafterin den ganz dunkeln Gewitterhimmel von vorhin, an welchem sich ein Regenbogen wölbte; darunter flog ein Schwarm von Schwalben, die von unten durch das grelle erleuchtet, auf den schwarzen Wolken wie silbern glänzten und immer unter der farbigen Brücke umherflatterten. „Das war ja eine himmlische Komödie,“ neckte Lenau, „all' die verklärten Bäume!“ — Wir kamen darauf, wie er diesen Sommer mit Reinbecks in Gernsdach die Judenfrau traf, welche oben auf Schloß Eberstein ausrief: „Lauter Berge und doch so schöne Gegend!“ — „Eben darum,“ konnte er sich nicht enthalten hinzuzusetzen. „Im Anschauen der Natur tritt die Dummheit am meisten hervor,“ äußerte er jetzt; „denn da muß der Mensch etwas aus sich herausgeben, wenn er davon reden will, etwas Eigenes, ein Gefühl.“ — Unsere Freundin ergänzte: „die Frau wurde verlacht von ihren Begleiterinnen und sie suchte sich nun damit zu entschuldigen, daß sie in einer Gegend lebe, wo lauter kahle Berge sind, die dem Auge nicht gefallen können.“ — „Nur kahle Berge sind schön,“ erwiderte Niembsch. „Nur wenn er kahl ist, kann man die Schönheit eines Berges sehen; das Gezackte, die Felsen, die Bäume, das Krause verstecken die Linien.“ —

Der Gebirgszauber brachte uns auf die Heimliche — das Gespräch mit Lenau hat einen so angenehmen Wellenschlag, einen so tief und still bewegten Rhythmus. Der Dichter gedachte eines Paschas, welcher Gesandte in Wien war. Man wollte ihn doch auch nach Steiermark bringen. Zuerst ging es ganz gut; Baden, das gefiel ihm noch sehr wohl.

*) Unter allen in den letzten Jahren über Nikolaus Lenau, über das Leben dieses edeln und unglücklichen Dichters erschienenen Büchern scheint das von Emma Riendorf „Lenau in Schwaben, aus dem letzten Jahrzehnt seines Lebens,“ den meisten Anklang gefunden zu haben. So eben ist es in zweiter Auflage erschienen. Wir theilen ein Capitel über Lenaus letzten Aufenthalt in Stuttgart (1844) der bekanntlich mit dem Ausdruck seines Wahnsinns endete, mit. — Zum Verständniß bemerken wir noch, daß Lenau in Stuttgart im Hause des Hofraths Reinbeck eine zweite Heimath gefunden hatte und seit den letzten dreißiger Jahren abwechselnd in Stuttgart und Wien weilte.

Sie führten ihn über Gutenstein, und als dort die Felsen kamen, da fing er an zu heulen, man solle ihn wieder herausbringen, die Berge erdrückten ihn. . . „Ja, die Heimath,“ fuhr Niembisch fort. „Das sind Eindrücke, die sich nie verwischen. So war mirs, wenn ich in die Wälder von Amerika kam, doch nie das gleiche Gefühl; es waren auch Eichen, aber es war doch fremd und kam mir so mächtig vor. Selbst wenn ich in Deutschland reise und durch Wälder komme, ist's doch wieder anders noch als daheim. In Wien, wenn ich den ungarischen Bauern begegne, die Heu hereinbringen auf ihren kleinen Wägelchen — da freue ich mich immer und athme den Duft ein und bin wieder auf den Fluren meiner Jugend. . . Da hab ich einen hübschen Zug gesehen: Um Wien gehen rings die Glacis, wo auch der Rasen gemäht wird. Man machte gerade das Heu und ein Heuwagen stand da, der aufgeladen wurde. Ein ungarischer Grenadier kam vorbei. Er blieb stehen, sah zu, und athmete den Duft. Auf einmal warf er sein Gewehr weg, zog seinen Rock aus und ergriff eine Heugabel, und fing an zu arbeiten mit Passion, der Bauernjunge erwachte wieder. Es giebt ewige Principien. Darauf eben — daß es etwas giebt, von dem wir nicht lassen können — ruht alles Tragische. Dies äußert sich dann auch zuweilen im Trivialen. Und so ist es auch ein ewiges Princip, das diese Heugabel in Bewegung setzte.“

Auch auf das ungarische Idiom wendete sich die Unterhaltung. Die Aussprache ist so schwer, daß man sie in spätern Jahren nicht erlernen kann. Aber es ist vielleicht die meist musikalische, die schönste Mundart von allen, bedeutete uns Niembisch. Er selbst hat schon viel davon vergessen; auch giebt es so viele neue Wörter, die er nicht versteht. Mancher Gutsbesitzer in Ungarn, wenn er seine Zeitung bekommt, kann sie nicht mehr lesen. Man hat alle Wörter von fremder Abstammung hinausgeworfen und dafür neue gebildet. Dies führte unsern Freund auf das klägliche Reisen in seinem Vaterlande, dessen Dörfer so unerreichbar auseinander liegen. „Wo man anhält, findet man den Vortspann immer noch auf der Weide,“ sagte er. „Die Straße ist oft eine Viertelstunde breit, lauter Geleise, weil ein Wagen neben dem andern fährt. Dieser weiße Sand in den Steppen ist im Sommer so glühend, daß ein

Ei darin kocht.“ — „Also wie die Wüste?“ — „Ja, es sind ganz tropische Anklänge, besonders da unten im Banat, wo ich geboren bin.“ — Tsatad heißt sein Geburtsort; so viel als „deine Schlacht.“ Es ist sehr fruchtbar, eine Ebene.

Darauf erwähnte Niembisch, daß, wie er kürzlich nach der Brühl ging, an der Barriere sein Begleiter zu ihm sagte: „Da fährt der Sina.“ — „Das ist der reichste Bankier in Oesterreich,“ fuhr der Dichter fort; man schätzt ihn auf 30 Millionen; der geschickteste Kaufmann, der sich nie irrt in seinen Berechnungen. Ich habe sein Gesicht scharf angesehen; es war mir wirklich interessant den Charakter darin zu beobachten. Er ist ein Grieche. Die Züge sind ganz regelmäßig; aber dabei liegt so der Besitz darin, das Concentriren, Zusammenraffen. Ein merkwürdiger Kopf! Er zahlte die 4 Kr. Zoll. Mit welcher Verachtung gab er die 4 Kr. im Gefühl seiner Millionen!“ —

„Auf Rothschild,“ sprach Lenau weiter, „habe ich einmal ein Epigramm gemacht. In Ischl ließ Einer einen Bergquell fassen und wollte den Brunnen „den Rothschildbrunnen“ taufen und plagte mich um eine Inschrift. Ich hatte keine Lust. Endlich einmal zu Wien, in der Stadt Frankfurt, wo mich der Ischler wieder quälte, äußerte ich zu ihm, ich wolle ihm einen Vers sagen, wenn er ihn benützen möge.

„Nicht der Quell allein, der klare,
Der vom Berge kommt geronnen,
Auch der Zeitenstrom, der trübe,
Nenne sich den Rothschildbrunnen.“

Dann erzählte er von dem Baron Anselm in Frankfurt einen Zug, der in jeder Weise erfreut und fast etwas Historisches hat: „Beim Anselm Rothschild,“ sagte er, „wenn er noch so große Tafel hat, wird ein hebräisch bereiteter Braten für den Hausherrn allein auf den Tisch gebracht. Er legte sich zuerst eine Schnitte davon vor, und bezeichnet dem Diener diesen oder jenen der Gäste, dem er ein Stück bringen soll, was von dem Betreffenden, und wäre es irgend ein hoher Diplomat, als große Gunst und Auszeichnung angenommen wird.“ —

Von den Heiligen-Gerippen in der Lichtenthaler Klosterskirche, welche ausgestopfte Hände mit weißen Glacehandschuhen und an allen Fingern Nürge haben,

kam man auf einen ausgestopften Neuseeländer, und Niembsch meinte von einem kürzlich verstorbenen Slavisten: „Ich möchte den Professor aus-

gestopft sehen. Er war so garstig. Sonst mildert, verschönert der Tod. Aber er war als Leiche noch mehr verzerrt — solche Tücke war in dem Gesichte!“

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

Zeitschwingen.

Dramatische Dichtung. W. Genast, der Verfasser des „Herzogs Bernhard von Weimar,“ arbeitet an einem neuen Drama, welches im Bauernkriege spielt. — Von Adolf Stern, dessen „Frauenbilder“ soeben erscheinen, wird im Verlaufe der nächsten Zeit gleichfalls eine Tragödie „Auf Bardbieregischloß“ an die Bühnen versendet werden. Der Held dieses Trauerspiels ist der kühne Feldhauptmann von Lübeck, während der Bürgermeisterfehde: Marx Mayer. — Sein Fall und sein Ende auf dem Schlosse Bardbiereg in Halland bilden den Vorwurf des Sternschen Dramas. Einige Scenen aus demselben theilen wir in nächster Zeit in diesen Blättern mit. — A. May in München hat — wie es sich neuerdings bestätigt — ein historisches Lustspiel beendigt, was sich bereits am dortigen Hoftheater in Vorbereitung befindet.

Neue Belletristik. Von Gottfried Keller, einem bekannten schweizerischen Lyriker, soll ein Band „Erzählungen,“ von denen man sich viel verspricht, demnächst im Buchhandel erscheinen. — Das erste Heft des kürzlich angekündigten Werkes: „Die deutschen Volksagen in Poesie und Prosa“ — unter Mitwirkung von Ernst Willkomm, J. G. Seidl, Isabella Braun, Anna Löhn, Adolf Stern, Moriz Horn, Ed. Rauffer, Adolf Böttger — herausgegeben von J. Schanz (Dresden, J. Breyer) ist soeben erschienen. Wir kommen in unserem Literaturblatt ausführlich auf dies Werk zurück. — Von Josef Rant erscheint ein interessantes Skizzenbuch „Die Schillerhäuser.“ Dasselbe wird Schillers Geburtshaus in Marbach, sein Versteck in Oggersheim, sein Asyl in Bauernbach, seine Wohnungen in Gohlis, Pöschwitz und Volkstedt, in Jena und Weimar der Reihe nach schildern und werden diese Schilderungen durch biographische Einflechtungen als abgerundete Lebensbilder des Dichters erscheinen.

Musik. Franz List hat vor kurzem eine neue Bearbeitung seiner „Chöre zu Goethes „Prometheus“

vollendet, die in Weimar zur Aufführung gelangt. — Joachim Raff wird außer seiner Oper „König Alfred“ auch seine große Symphonie in fünf Sätzen (die vorigen Winter zum ersten Male in Weimar gehört wurde) in Wiesbaden zur Aufführung bringen. Der ebenso talentvolle als strebende Componist beabsichtigt ferner im Laufe des November in Weimar die Vorführung eines neuen großen Chor- und Orchesterwerkes „Dornröschen,“ (zu dem W. Genast den Text geschrieben) im Hoftheater zu Weimar. — Emanuel Klipsch in Zwickau — unter dem Namen Emanuel Kronach als Componist öfter genannt — ist gegenwärtig mit der Composition einer Oper „Tony“ beschäftigt, deren Dichtung von Moriz Horn herrührt. — Unter den neuer erschienenen Liedercompositionen letzter Zeit werden uns die „Gesänge“ von Hugo Ulrich (dem bekannten Componisten der Brüssler Preis-Symphonie) und „Es war ein Knabe gezogen“ (Lied aus Roquettes „Hans Haidekuckul“) von Ferdinand Siber als sehr empfehlenswerth bezeichnet.

Bildende Künste. Der Münchner Maler Flüggen hat „die letzten Augenblicke des Königs Friedrich August von Sachsen“ zum Vorwurf eines Gemäldes gemacht, das als von ergreifender Wahrheit und vortrefflicher Ausführung gerühmt wird. Der König Johann von Sachsen hat es angekauft, zunächst aber soll es außer in Dresden auch in Chemnitz und einigen andern sächsischen Städten zur öffentlichen Ausstellung gelangen. — Von W. von Kautbauchs „Shakespeare-Gallerie“ erscheinen demnächst die Blätter zum „Sturm,“ während der Künstler bereits mit den zu „König Johann“ gehörigen Zeichnungen beschäftigt ist.

Vermischtes.

Telegraphenlinie nach dem Orient und Indien. Wir haben seiner Zeit über die Telegraphen-

linie im mittelländischen Meere, von Genua nach Corsika, Sardinien und Algerien berichtet. Jetzt beabsichtigt man aber die telegraphische Verbindung Europas mit Aegypten und nachmals mit Ostindien. Die Mittelmeertelegraphenlinie würde zu diesem Behufe bis Alexandria ausgedehnt werden. Von dort würde eine neue Linie über Suez nach Aden und der Mündung des Indus führen. Das ganze Riesenproject hofft man im Zeitraume von zwei Jahren seiner Ausführung und Vollendung entgegenzuführen.

Ehrenbezeugungen. Franz Löhner, bisher als Privatdocent in Göttingen (Dichter des „General Spork“), ist als Professor nach München berufen worden. Er wird zugleich am dortigen Hofe diejenige literarische Stellung einnehmen, die bisher Hofrath Dönniges bekleidete. — M. Maria von Weber in Dresden, der sich als technisch wissenschaftlicher Schriftsteller und auch als Poet einen ehrenvollen Namen erworben, ist vom Kaiser Napoleon zum Ritter der französischen Ehrenlegion ernannt worden.

Der Kölner Männer-Gesang-Verein und seine Erlebnisse in Paris und daheim. Unser Männer-Gesang-Verein, schreibt man den „Jahreszeiten“ aus Köln, ist von seiner Sängerfahrt nach Paris wieder in Köln eingetroffen, aber ziemlich flügelahm; denn die Franzosen haben sich im Allgemeinen so wenig um die deutschen Lieder vom Rhein gekümmert, daß der Impressario Mitchell aus London, der bekanntlich das Un-

ternehmen leitete, circa 15,000 Fres.* einbüßte.*) Man ist unangenehm aus den Träumen erwacht, in welchen man im voraus über die Erfolge in der Stadt an der Seine schwelgte. Paris sollte enthusiastisch werden und dem Dom wollte man eine erhebliche Gabe mitbringen; doch die Wirklichkeit entsprach, wie das stets der Fall ist, nicht dem Traume. Es sollte dem Verein noch Schlimmeres begegnen: „der Sängerbund“, unter der Direction des Musiklehrers Ripper, ein erst ein halbes Jahr alter Verein, der aus dem Männer-Gesang-Verein ausschied, hatte während des dreifachen Festes in Köln die Ehre, vor Sr. Majestät, dem Könige von Preußen, zu singen und zwar mit einem Erfolge, der beispiellos ist. Der König wurde nämlich von den meisterhaften Vorträgen so hingerissen, daß er öffentlich erklärte: Ich habe schon viele Männerchöre am Rhein gehört, aber noch in keiner so großen Vollendung, wie jetzt den „Sängerbund.“ Das war für den Männer-Gesang-Verein in Paris ein Blitz aus heiterem Himmel, das schlug ihn vollends nieder, um so mehr, als der König wirklich nur dem Verdienste Anerkennung zollte. Ob es dem Männer-Gesang-Verein gelingen wird, den Eindruck zu verwischen, welchen der „Sängerbund“ auf den König und alle Zuhörer machte, muß die Zukunft lehren, jedenfalls aber werden die Mitglieder desselben, wenn nur möglich, in der nächsten Zukunft nach Berlin reisen, um gleichfalls vor dem Könige zu singen.

*) Darnach müßte der spätere Erfolg ein sehr ungünstiger gewesen sein, denn die ersten Berichte, welche über die Concerete des Männer-Gesang-Vereins veröffentlicht wurden, lauteten außerordentlich besriedigend und günstig. D. R.

Anzeigen.

Soeben erschien im dritten verbesserten Abdruck und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:
Dr. Dehrend, die Kunst hundert Jahre zu leben, nie krank zu werden, und jede abzehrende Krankheit, als Lungensucht, Schwindsucht, Auszehrung Blutarmuth, Bleichsucht, oder welchen Namen dieses weitverbreitete Uebel sonst führen mag, wosfern das letzte Stadium der Krankheit noch nicht eingetreten, gründlich zu heilen und den geschwächtesten weiblichen als männlichen Organismus in kürzester Zeit auf den höchsten Grad von Kraft zu bringen und zwar ohne alle Medicin.

Wort: Der Geist heilt den Leib!

Preis 1 Thlr.

(Verlag von L. Garcke in Naumburg a./S. und Leipzig.)

Verantwortl. Redacteur: Bruno Hünze.

Leipzig.

Verlag von Heinrich Matthes.

Druck von J. S. Wolf in Freiberg.